

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinstag, den 5. December 1820.

146

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertheils um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey U. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Luxus der Hauptvölker.

Von Julius Franz Schneller, Professor der Geschichte.

Luxus im weitesten Sinne ist Alles, was die Grenzen des gemeinen Bedürfnisses überschreitet. Diese Überschreitung hält sich bisweilen in den Schranken der Natur und Vernunft, oft aber geht sie so weit, daß sie ins Unnatürliche und endlich ins Widersinnige ausartet. Eine Art Luxus findet sich schon bey den Wilden des Waldes, wenn sie ihre Leiber färben, ihre Waffen schmücken, hitzige Getränke lieben und die Opfer ihrer Götzen zieren. Ein unnatürlicher und widersinniger Luxus zeigt sich gewöhnlich bey gebildeten Völkern, und zwar in höheren Ständen, wobey die Mittelstände, gegen die dringendsten Bedürfnisse geschützt, sich in einer behaglichen Lage befinden, die niedersten aber zweyfach den drückenden Übermuth der Oberen ertragen müssen.

Der Luxus ist von den weisesten und tugendhaftesten Männern sehr verschieden dargestellt worden. Die Chinesen sahen in dem Aufblühen desselben den Anbeginn der Erhebung des Menschen über das Thier, welches ewig in die engen Schranken des natürlichen Bedürfnisses gebannt, und von dem weiten Reiche künstlicher Genüsse ausgeschlossen bleibt; — sie blickten selbst auf die Auswüchse des Luxus mit einigem Wohlgefallen, da er die Arbeitsamkeit erweckt und vervielfältigt, den zusammengeströmten Reichthum in kleinen Bächen ableitet, und Tausende von Fleißigen bequem und mäßig auf Kosten der Luxusüchtigen leben macht.

Andere hingegen betrachteten den Anfang des Luxus als den Anbeginn der Unzufriedenheit im menschlichen Geschlechte, und schilderten den Anwuchs desselben als den Hauptantrieb zu Sünde, Laster und Verbrechen. — Da sich Gegenstände dieser Art nicht im Begriffe selbst, sondern nur durch Erfahrung erörtern lassen, berufen sich die Vertheidiger und Bekämpfer

des Luxus auf das Zeugniß der Geschichte. Einige Blättchen dieses ersten Buches passen für die heitere Zeitschrift der Kunst und Mode.

Die Hebräer, welche in unsern Tagen als Handelsleute einen großen Einfluß auf den Luxus ausüben, und durch ihre weite Verbreitung über die Erde eine vielfältige Verkettung für denselben bilden, waren in den ältesten Zeiten, in den Tagen der Erzväter, weit von den Ausschweifungen desselben entfernt. Bey den Geschäften des Hirtenlebens, bey ihren beständigen Wanderungen, bey der Gefangenschaft in Ägypten, bey dem Zuge durch die Wüste, bey der mühevollen Behauptung im gelobten Lande, konnten sie kaum die natürlichen Bedürfnisse bis zu dem Grade der Bequemlichkeit und des Wohlstandes befriedigen. Sobald aber durch die Königswürde in Saul, durch die Siegesthaten von David, und die Weisheit von Salomo das Volk sich zur Bedeutendheit auf der Weltbühne erhob, erschien der Luxus mit seinen wohlthätigen und verderblichen Wirkungen. Salomo war durch seine Weisheit nicht geschützt vor demselben. Die heiligen Bücher sagen: Jedermann brachte ihm Geschenke, silberne und goldene Geräthe, Kleider und Harnisch, Würz, Rosse und Maulthiere, Jahr für Jahr. Und Salomo brachte zu Hausen Wagen und Reiter, daß er hatte tausend und vierhundert Wagen, und zwölf tausend Reiter in festen Wagenstädten und an seinem Königsstz. Und er machte, daß das Silber in Jerusalem so viel war, wie die Steine, und Cedernholz so viel, wie die wilden Feigenbäume in den Gründen. Und er liebete viel ausländische Weiber, von den Töchtern des Pharao, auch aus Moab, Ammon, Edom, Sidon und Heth. Und er hatte sieben hundert Ehefrauen als Königinnen, und drey hundert Nebweiber. Diese aber neigten sein Herz ab von Gott, dem Herrn. — Doch die Hebräer sanken wieder zur größten Armuth und dringendsten Noth herab, als man sie in Gefangenschaft schleppte nach Assur und Babel.

Die Perser ahmten ihren Königen sowohl in der Genügsamkeit der ersten, als in der Schwelgerey der folgenden Zeiten nach. Sie fanden den Luxus ausgebildet im mittleren und vorderen Asien, und widerstanden seinem verführerischen Beispiele so wenig, daß er mit Riesenschritten bey ihnen vorwärts ging. Die Könige hielten sich nach Hunderten die Weiber zur Bedienung, Bekleidung, zum Singen bey Tische und beym Einschlafen. Die Zahl der Hofleute stieg auf fünfzehn Tausende. Am ungeschicktesten und zwecklosesten brachte man Luxus bey dem Heere an. Gold und Silber, Seide und Baumwolle, Stickereyen und Verzierungen an Gewändern und Waffen; Teppiche, Gefäße, und Wagen im Feldlager wie in der Mitte der glänzendsten Hauptstadt; Speisen, Getränke, Bäder, Weiber, Kinder und Verschnittene mitten im Kriege wie in dem tiefesten Frieden. Der Satrap spielte den König, und der Beamte den Satrapen. Man brandschaftete schnell die eroberten, und plünderte langsam die unterthänigen Länder. Freylich behielten auch die ärmsten Unterthanen immer noch mehr als die Bewohner des Waldes, aber sie waren mißvergnügter als dieselben, da sie die Genüsse vor sich sahen, welche sie alle entbehren mußten. Welch' ein Gegensatz zwischen dem Hofe des glanzvollen aber besiegten Darius Codomannus und dem einfachen Königsstz des Cyrus, wo man noch die ungelünstesten Er-

zeugnisse des vaterländischen Bodens aß, Wasser des Baches trank, in Thierfelle sich hüllte, den Tausch ohne Geld bestritt, und weder lesen noch schreiben konnte, und dennoch die Welt besiegte!

Die Griechen gaben in Europa dem Luxus eine neue und vollkommene Gestalt. Ihre reinere Naturanlage, der gemäßigte Himmelsstrich, die freye Verfassung, und die Vorstellung der Gottheit im Menschenbilde wirkten zusammen, den Geschmack naturgemäßer zu erhalten, die Sinnengenüsse weniger thierisch einzurichten, die Gabe der Sprache in den redenden Künsten auszubilden, und Wettspiele für jede physische und psychische Entwicklung zu erschaffen. Der Kunstsinne veredelte den Luxus. — Zur Zeit des Cyrus lebten die Griechen sehr arm und mäßig, theils rauh, theils roh. Ein Schaf kostete sechs Groschen, ein Ochs fünfmal so viel. Die jährlichen Einkünfte der ersten Klassen von Bürgern in Athen erreichten hundert und fünfzig Gulden, und das Vermögen stieg auf achtzehn hundert, kaum so viel, als Alcibiades in späteren Zeiten für einen schönen Hund gab. Dieser Übergang von der Armuth zum Wohlstand, vom Wohlstand zum Reichthum, vom Reichthum zum Luxus, ward bewirkt durch den Welthandel, durch die persische Beute, und durch den Umgang mit Klein-Äßen. Kallias, der reichste Athener, erbte jetzt von seinem Großvater eine halbe Million, und jagte sie in Einem Jahre durch. Eine solche Verschwendung erzeugte den reichlichen Wohlstand der freyen Künstler und gemeinen Handarbeiter, aber Armuth bey den Verschwendern, Entnerung derselben, Abneigung vor dem Kriegsdienste, Amtersucht um sich aufzuhelfen, Geiz um nicht wieder zu fallen, Käuflichkeit bey öffentlichen Angelegenheiten, und endlich den Verlust der Freyheit und Unabhängigkeit. — Doch selbst bey den Ausschweifungen des Luxus, und bey den Gewaltthaten der Despotie zeigten sich stets noch einzelne Griechen geschmackvoll genug, um ihren Reichthum für Errichtung bequemer Säulengänge, für Anlegung öffentlicher Gebäude, für Ankauf homerischer und anakreontischer Handschriften, für Darstellung der Schauspiele von Sophokles und Euripides aufzuwenden.

* * *

Die Römer fühlten unter ihren Königen schon verderbliche Wirkungen des Luxus. Sie blieben in den ersten Zeiten der Republik arm; arm zu seyn, galt als eine Ehre, und man bemerkte es in den Jahrbüchern, wenn Konsule und Diktatoren so wenig hinterließen, daß man auf öffentliche Kosten sie selbst beerdigen, und ihre Töchter ausstatten mußte. Das Vermögen der reichsten Bürger stieg damahls auf hundert tausend Asses (etwa achtzehn hundert Gulden) und sieben Jugera oder Tagewerk Feld, welche man bey den erweiterten Eroberungen auf fünfzig und endlich auf fünfhundert steigen ließ. Viele hielten nun kein Maß mehr, so daß die redlichen Männer Cornelius und Gajus Gracchus ein Maß des unbeweglichen Vermögens festzusetzen versuchten, wodurch einem Vater für sich selbst fünf hundert, und für jedes seiner Kinder halb so viel Joch Grundeigenthum gestattet seyn sollte; doch die Überreichen und Übermächtigen ruhten nicht eher, bis das beschränkende Gesetz vereitelt, und die muthigen Urheber desselben ermordet und zerrissen waren. Jetzt wuchs das Vermögen der Konsularen, Equites und Optimaten zehnfach und hundertfach an. Der Senat, erbaute in dem

halben Jahrhundert nach Karthago's Fall die kostspieligsten Werke, und sammelte dennoch einen Schatz von mehr als vier hundert Millionen. Die einzelnen Bürger ahnten dem Staate bey Anlegung prächtiger Gebäude und Aufhäufung ungeheurer Summen nach. Habsüchtige Väter zeugten verschwenderische Söhne, und die Welt wurde geplündert, damit der Römer schwelgte. Der Eine hatte eine Kleiderkammer, aus welcher man fünf hundert Purpurmäntel (jeden im Werthe eines feinen Shawls) entwinden konnte, ohne daß er es bemerkte. Der Andere konnte auf eigenem Silbergeräthe Tausende von Bürgern bey einem Freudenfeste bewirthen. Der Dritte besetzte seine Tafel aus allen drey bekannten Welttheilen, und warf bey jeder Tracht Speisen einen Sklaven zum Fenster hinaus. Der Vierte ließ Löwen und Panther über das Meer und aus den Sandwüsten kommen, damit Hunderte auf Einmahl im Thiergefechte sich zeigten. Der Fünfte baute ins Meer hinein einen Garten, oder verwandelte seinen Garten in einen See. Zur Zeit der Triumvire und der Imperatoren brauchte man die schändlichsten Mittel, um die Einkünfte zu erhöhen. Luxus und Verschwendung stiegen zu einer Höhe, worauf wir sie vor und nach Rom nicht mehr erblicken. Doch selbst diese Ausartung ist dem Blicke des Menschenfreundes angenehmer, als die folgende Armuth und Zerstörung, welche die Völkerwanderung herbey führte.

Der ganze Luxus der wandernden Germanen bestand in einigen Pferden, in einer glänzenderen Bewaffnung, in einem großen Gastmahle, in einem aus Gerste gebraueten Bier, in etwas eingetauschem Weine, und in einem Paar Buhlerinnen. Die Germanen waren so weit von den römischen Sitten entfernt, daß sie sich anfänglich gar nicht darin zu finden wußten, und sie später nur theilweise mit ihrer ursprünglichen Barbarey verbanden. Die wandernden Stämme traten zuerst als blinde Zerstörer aller Gegenstände des Luxus in der gebildeten Welt auf, so lange sie bloß neue Weidplätze und frische Jagdgebiete suchten. Später ließen sie sich köstlichen Wein und zierliche Waffen gefallen; auch unternahmen sie jährliche Raubzüge, um derley Gegenstände des Genusses sich zu verschaffen. Endlich bey völliger Niederlassung in den eroberten Gebiethen behängten sie ihre rauhen Leiber, und umgaben ihre rohen Seelen mit den Werken der Überverfeinerung. Mann und Frau schlossen aus Bärenhaut und Wolfspehz in die verbrämte Toga und in die feingestickte Tunika.

Die Christen erhielten strenge Vorschriften gegen den Luxus und das Aufhäufen der Reichthümer. Jakobus sagt: „Ihr Reichen! weinet über die Übel, die euch bevorstehen. Euere Habschaft ist verfault, euere Kleider sind von den Motten gefressen, euer Gold und Silber ist verrostet. Dieser Rost schreyet wider euch, er wird als ein Feuer euer Fleisch verzehren. Ihr habet Zorn gewuchert für das Ende eurer Tage. Sehet, der Lohn, den ihr euern Schnittern entzogen, schreyet, und der Gott der Heerscharen höret dieses Geschrey. Ihr habt geprasset auf Erden, und eure Herzen in Wollüsten geweidet, wie an einem beständigen Toge des Gastmahls.“ Das Evangelium Luka sagt: „Da fragte ein vornehmer Mensch Jesum, und sprach: Guter Meister! was soll ich thun, damit ich das ewige Leben erlange? Jesus sagte zu ihm: Was nennest du mich gut? Niemand ist gut, als

Gott allein. Du weißt ja die Gebote. Du sollst nicht tödten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, kein falsches Zeugniß geben; du sollst Vater und Mutter ehren. Dieser sprach: das habe ich Alles von meiner Jugend auf gehalten. Da Jesus dieses hörte, sagte er zu ihm: Eines fehlet dir noch: verkaufe Alles, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; alsdann komm, und folge mir nach. Auf diese Worte wurde der Bornehme traurig, denn er war sehr reich. Da Jesus sah, daß er sich betrübte, sagte er: O wie schwerlich werden die, welche Geld haben, in das Reich Gottes eingehen. Es ist leichter, daß ein Kamehl durch ein Nadelloch dringe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes eingehe." Solche Vorschriften der Strenge und Enthaltbarkeit wurden von den ersten Christen gehalten, bis der christliche Hof und die hohen Priester die Beispiele einer außerordentlichen Pracht gaben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pariser-Charakteristiken.

Von G. L. P. Sievers.

Die Gauner.

(Fortsetzung.)

Jetzt entfernen sich beyde von einander, bleiben aber bey jedem Schritte stehen, der Mann, um immer noch zehn Sous zuzulegen, die Frau, um bey allen Heiligen zu versichern, daß er den Stock in seinem Leben nicht bekommen werde. Pflötzlich nimmt der Mann eine ernsthafte Miene an, kehrt um, zieht einen Laubthaler aus der Tasche und reicht ihn der Frau dar, indem er sagt: „Tenez, Madame, voilà un écu de six francs!“ Die Frau sagt, dem Scheine nach, im heftigsten Tone: „Vous m'offriez un Louis que vous ne l'auriez pas, vieil Arabe que vous êtes! J'aimerois mieux la donner à Monsieur que voilà pour le même prix.“ Dieser Monsieur ist der junge Mann, an den sich vorhin der Stockhändler gewandt hat, mit der vertraulichen Erklärung, der Stock sey immer fünf Franken werth. Ihm allein unter wenigstens zwölf Personen, welche nach und nach herzugetreten sind, haben beyde die Kaufsüchtigkeit an den Augen abgesehen. Jetzt trennen sie sich im Ernste. Der junge Mann folgt der Frau und biethet fünf Franken. Sie schlägt sie aus, wie sich von selbst versteht, indem sie sich auf den Laubthaler beruft, den ihr der Alte geboten. Der junge Mann überlegt nun, daß ein Bambusrohr, welches ein Stockhändler habe für sechs Franken kaufen wollen, dieses Preises werth seyn müsse. Er kauft daher den Stock und geht vergnügt von dannen, nicht ahnend, daß er ihn in der ersten besten Handstock-Boutique für zwey Franken hätte kaufen können.

Raum sind die Stockhändler von dannen gegangen, um in der nächsten Gasse die nähmliche Scene zu beginnen, als der Schauplatz von zwey Galgenschwengeln von ziemlich hättlichem Ansehen besetzt wird. Der eine trägt einen Kasten mit englischen Rasirmessern, der andere hält eines derselben in den Händen. Letzterer kommt, wenn wir seinen Worten Glauben beymessen wollen, so eben aus der Boutique eines Haarfräusers, wo er sich mit dem, in den Händen habenden und dem erstern zugehörigen Messer zur Probe hat den Bart abnehmen lassen; es hat vortreflich geschritten. Folglich erhält der Käufer, der dem Verkäufer einen Louisdor zum Unterpfande gesetzt hat, vierzehn Franken zurück. Letzterer gibt erstem noch die Worte obenein in den Kauf: „En payant ce rasoir six francs, Monsieur, vous l'avez eu pour rien.“ Es sind in der That wirkliche englische Messer, aber Auschuß, welche in London anderthalb, zum höchsten zwey Schilling das Stück kosten. Nun werfen sich die Umstehenden über den Rasirmesser-Händler her und in kurzem hat dieser alle seine Waare verkauft.

Ein Kerl mit baumwollenen Strümpfen und nach ihm ein anderer mit tombakenen, vergoldeten Uhren, treten auf. Sie lehren dieselbe Scene ab, obgleich mit den nothwendigen Veränderungen.

Es ereignet sich ein neuer Auftritt. Die alte Matrone, die ihr da zwey Schritte von uns zur Erde in Ohnmacht fallen sieht, ist so eben mit den andern drey Matronen, die sich um sie beschäftigen, frisch und gesund vor uns vorbegegangen; ich habe sie sogar zu ihren Begleiterinnen ganz vernehmlich die Worte sagen hören: „Tenez, il faut nous arrêter ici. Cette place m'a porté bonheur l'autre jour.“ Dem Aufrethre nach, welcher entsteht, zu urtheilen, muß die Ohnmacht stark seyn; ja, es tritt sogar ein Schlagjammer bey ihr ein! Die arme Frau! Gut, daß sie ihre drey Begleiterinnen um und neben sich hat! Letztere lassen sich's recht sauer werden. Die eine hat kaum geäußert, daß kölnisches Wasser in dergleichen Fällen mit gutem Erfolge angewandt werde, als die zweyte auch schon in einem Modeladen steht, um einen Flacon von dieser wohlriechenden Flüssigkeit zu verlangen. Die Marchande de modes zögert, unter dem Vorwande, sie habe keine angebrochene Flaschen; einer ihrer Ladendiener, dem der Satyr auf der Stirne geschrieben steht, meint sogar, „qu'une cuillerée de vinaigre de quatre voleurs *) seroit aussi son effet.“ Die hülfreiche Dame scheint für die Bemerkung des satyrischen Ladendiener's keine Ohren zu haben, sondern stellt sich jetzt in die Thür der Boutique und sagt mit überlauter Stimme: „Ah, Tu Dieu! On me refuse une goutte d'eau de Cologne pour rappeler à la vie cette pauvre malheureuse!“ Da erhebt sich ein Gemurmel unter den Umstehenden; der eine schreyt: „C'est affreux!“ der andere: „Quelle abomination!“ ein dritter: „Quel joli petit coeur que celui de Madame la Marchande de modes!“ Schon beginnt die Menge, in die Boutique zu dringen und der Modenhändlerin ihre Meinung unter die Augen zu sagen. Dieser wird bange bey dem Handel; eilig ergreift sie einen ganzen Kasten kölnisches Wasser, reicht sie der hülfleistenden Matrone dar und zieht sich dann in den tiefsten Hintergrund ihres Ladens zurück. Das Publikum applaudirt. Die Frau öffnet, nachdem sie fünf Gläser sorgfältig in ihren Strickbeutel gesteckt hat, das sechste, um damit die Ohnmächtige zu besprengen, geht dabey aber sehr haushälterisch und durchaus nicht so, als wenn das Wasser kein Geld gekostet hätte, zu Werke. Ihrer Bemühungen ungeachtet, will die Ohnmächtige nicht wieder zu sich kommen. C'est que, sagt die hülfleistende Matrone im Tone der innigsten Theilnahme zu dem umstehenden Publikum, „c'est que cette pauvre malheureuse se trouve réduite à la plus affreuse misère. Depuis vingt quatre heures elle n'a pas mangé.“ Mehr bedarf es für den umstehenden Haufen nicht: es regnet Sous- ja Silberstücke; ein Paar vorüberfahrende Damen werfen sogar zwey Fünffranken-Stücke aus dem Wagen. Die hülfleistende Matrone kann nicht zween Herren zugleich dienen, folglich ist es ganz natürlich, daß sie über der Sorge, die Geldstücke zusammenzulesen, die ohnmächtige Frau vergißt. Doch weiß sie, wie es scheint, die Krise derselben auf den Fingern zu berechnen; denn kaum hat sie den letzten Sou in den Strickbeutel gesteckt, als sie, ohne die Kranke anzublicken, ausruft: „Grâces au ciel, la voilà qui reprend connoissance.“ Sondersbar genug! Sie hat wahrgesagt: die Ohnmächtige schlägt nach und nach die Augen auf, verschluckt ein großes Glas Wein nebst einem ansehnlichen Stück Biscuit, welches beydes aus einer der umliegenden Boutiquen herbeigebracht worden ist, steht mit Hülf der drey hülfleistenden Matronen von der Erde auf und wird von dannen geführt, während die Sprecherinn dem nachfolgenden Publikum fortwährend die Unglücksfälle der Frau aus einander setzt und die Gaben einsteckt, die ihr im Vorbeygehen gereicht werden.

Ein anderer Schauspieler betritt die Bühne. Es ist ein Kerl mit einer Dragorgel. Die nothwendigen Vorkehrungen sind getroffen, das Gestell zurecht gesetzt, der grüne Teppich aus einander gebreitet, der runde Hut zum Empfange der Sousstücke darauf gestellt. Nun entkleidet sich der Mensch: er hat nur einen Arm, der zweyte ist ihm am Rode sitzen geblieben. Seht, da entblößt er den Armfuß und biethet die blutroth

*) Vinaigre de quatre voleurs, der bekannte, mit aromatischen Kräutern versetzte Essig, von dem ein kleiner Löffel voll, zu einer Portion Salat gegossen, diesem einen höchst pikanten Geschmack gibt.

verharrschte Narbe den Augen des Publikums dar! Sie ist mit einem rothen Lacke überzogen, damit sie den Vorübergehenden desto greller in die Augen falle. Das scheint auch eine ekelerregende Gaunerey zu seyn, die, meint ihr, nicht allein die Polizzen, sondern auch das Publikum ahnen müsse. Ihr irrt. Die Polizzen bekümmert sich nur um unmittelbare Attentate auf das Leben, die Moralität und das Eigenthum der Bürger, alles übrige liegt außer ihrem Bereiche, und das Pariser Publikum hat so strenge Bezüge von der gesellschaftlichen Freyheit, daß jeder Angriff auf letztere mit einem: *Cela ne vous regarde pas, Monsieur, passez votre chemin*, bestraft wird. Nach Besinden der Umstände wird auch noch der bekannte gesellschaftliche Bannfluch: *C'est ridicule*, mit in den Kauf gegeben *).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Begriff der Pariser von der gesellschaftlichen Freyheit geht so weit, daß man in den gangbarsten Straßen und am hellen Tage auf Menschen stößt, welche, von einem natürlichen Bedürfnisse gepeinigt, keinen Anstand nehmen, sich desselben Angesichts aller Vorübergehenden zu entledigen. Wer das rügen wollte, und wäre es selbst der Hauswirth, dem würde so gleich ein: *Cela ne vous regarde pas* oder auch (da gegen diese Behauptung vielleicht mit Recht etwas einzuwenden wäre) das zwendeutige: *Mélez-vous de vos propres affaires*, in den Bart geworfen werden. Wenn aber der Pariser einerseits die gesellschaftliche Freyheit über die Gebühr ausdehnt, so respektirt er dagegen den Willen irgend eines Individuums, sobald ihm dieser zur Kunde gekommen ist, mit bewunderungswürdiger Gewissenhaftigkeit. So z. B. (um bey obigem Falle stehen zu bleiben) darf der Besitzer eines Hauses nur die bekannte Formel: *Défense de faire des ordures contre cette maison*, auf die Mauer schreiben lassen, und es wird wenige Fälle geben, wo, sey es bey Tage oder in der Nacht, diesem Verbothe zuwider gehandelt wurde. Noch einanderes Beispiel dieser Art. Nicht allein Musiker, Equilibristen u. s. w., sondern auch die gemeinsten, zertumpfesten Taschenspieler, vermögen mit der einzigen Phrase: *Messieurs, je vous prie de vous retirer un peu*, sich einen leeren Kreis zu verschaffen, so groß sie ihn nur immer haben wollen. Es ist kein Beispiel denkbar, wo es irgend jemanden, selbst nicht einmahl einem Individuum aus der untersten Volksklasse, eingefallen wäre, diesen Kreis zu überschreiten. Dieses natürliche Schicksaltheitsgefühl verschwindet aber augenblicklich, sobald sich die bewaffnete Macht mit in's Spiel mischt. Der Pallasch und die Pferdeflüße eines Gendarmen sind bey weitem nicht so wirksam, als das Bonmot des armseligsten Taschenspielers. Von der Gewalt, welche ein wichtiges Wort über den Pariser ausübt, will ich hier ein merkwürdiges Beispiel anführen. Es gab hier im vorigen Winter einen Straßengeißler, der mit einer nicht gewöhnlichen Virtuosität auf seinem Instrumente einen Anspruch von ungemeiner Eigenliebe verband. Dieser Mensch hatte eines Abends in einem dunklen *Cul de sac* seinen Konzertsaal aufgeschlagen und war so eben darüber aus, das Konzert mit der bekannten Ouverture aus der Karavane von Cairo zu eröffnen, als einige öffentliche Frauenzimmer, die sich unter dem Publikum befanden, durch ihre gewöhnlichen lautgeführten Scherze die Aufmerksamkeit der Liebhaber auf sich zu ziehen begannen. Der Künstler, welcher bereits mehrere Male zu spielen aufgehört und die Damen bedeutend angeblickt hatte, doch aber immer von neuem unterbrochen wurde, redete sie endlich folgendergestalt an: *Mesdames, si vous continuez ainsi, vous m'empêcherez de faire mon métier, sans que vous puissiez faire le vôtre.* Das umstehende Publikum applaudirte, die Damen gingen still von dannen und der Musikus nahm seinen Bogen wieder zur Hand.

Schauspiel.

Den 25. November erwachte aus einem langen Schlafe Paesiello's: Müllers rinn im Schauspielhause an der Wien; der Erfolg zeigte, daß diese mehriährige Ruhe nur ein Zauberschlaf gewesen; denn dieser ehemahlige Liebling des Publikums erfreute sich einer günstigen Aufnahme, was bey Reprisen, wie die Erfahrung lehrt, allerdings etwas Seltenes ist. Indessen kann man diesen Sieg weder der veralteten, etwas flachen Musik, noch den etwas unpassend eingelegten Nummern, viel weniger aber dem albernen, charakterlosen, unwahrscheinlichen Stoffe bemessen; einige Lazzi brachten zwar die Zuhörer zum Lachen, aber über das Lachen selbst lächelte der Gebildete. Den aus gezeichneten Talenten der Dlle. Meßger, k. bayrischen Hof- und Kammerfängerinn, welche das Nöschchen zu ihrer ersten Gastrolle gab, und zum Theile auch dem komischen

Spiele des Hrn. Spigeder, verdankt die Oper ihr Gelingen, die Direktion das volle Haus.

Mlle. Mehger, die wir zuvor nur in einem Konzerte zu hören Gelegenheit hatten, wurde schon lange und sehnlich von uns erwartet. Wir hätten sie zwar gern in einem andern Lokale, von bessern Kräften unterstützt, gesehen, und unser Genuß wäre auf diese Weise allerdings bedeutend erhöht worden; doch die Betrachtung tröstet uns, daß, wo die Umgebung schwächer ist, das Vorzügliche nur noch heller hervorleuchtet, noch mehr den Blick des aufmerksamen, durch nichts zerstreuten Zuschauers auf sich zieht. Ihre Stimme umfaßt mehr als zwey Oktaven, obgleich sie eigentlich mezzo Soprano ist; am kräftigsten sind ihre Töne vom eingestrichenen Violin-E bis zum darauf folgenden Es; da ist jeder Laut metall- und klangreich, jeder spricht zum Herzen; tiefer und höher als diese Septime zeigt sich ein merkbarer Abstand, wenn die Künstlerin ihre volle Stärke entfaltet; im mezza voce aber, was sie ganz in ihrer Gewalt hat, perlen sich die Töne der auf- und absteigenden Vokalen mit bewundernswerther Gleichheit und Reinheit und ihr Gesang entzückt. Mlle. Mehger ist eine Schülerin des um die Tonkunst hoch verdienten Kapellmeisters Winter, folglich kann ihre Schule, ihre Manier nur ganz vorzüglich seyn und ist es auch; sie zollt dem Zeitgeschmacke, den wir mit einem brillantirten Stahle vergleichen möchten, das Seinige, Koloraturen, Rouladen und Variationen, huldigt aber auch der edeln Einfachheit, wo sie kann und muß, und weiß das Gold einer bessern Zeit zu schätzen. Auch im Spiele leistet sie viel und gab den schielenden Charakter des Köschens so gut er es verträgt. Allgemeiner Beyfall der Kenner und Nichtkenner krönte ihre Bemühungen, denn sie theilte jedem eine Gabe aus. Die Wiederholung ihrer Arie im ersten Akte, dann der Variationen über: „Mich fliehen alle Freuden“ im zweyten, wurde mit Enthusiasmus verlangt und erhalten, und die treffliche Meisterin am Ende einstimmig gerufen. Schade war es, daß sie die glänzendste Variation, vermuthlich der Anstrengung wegen, nicht zum zweyten Male sang; dies raubte ihr einen Theil des so sehr verdienten Beyfalles. Wir hoffen Mlle. Mehger recht bald in einem gehaltvolleren Werke zu hören, denn selbst den fleißigsten Bemühungen gelingt es fast nie, das einmahl Verschollene wieder ganz zurückzurufen. Nach der Künstlerin ist Hr. Spigeder zu nennen, der den Amtsverwalter Knoll recht brav gab und seine Arie wiederholten mußte. Dieser junge Mann äußert überhaupt ein rühmliches Bestreben, macht Fortschritte im Gesange, hat viel komische Laune und liefert ein Ganzes in seinen Darstellungen. Nicht so glücklich war Hr. Seipelt als Piskofolus; der Part war ihm zu hoch und der Charakter ist so verzeichnet, daß vielleicht der Verfasser selbst nicht wußte, was aus ihm werden sollte. Hr. Seipelt milderte diesen Übelstand keinesweges, was durch Laune doch möglich war. Von Hrn. Jäger ist zu sagen, daß er die eingelegte Arie von Rossini recht gut vortrug; seine Rolle, die übrigens melodienreich ist, schien ihm zu unserm Leidwesen sonst nicht zuzusagen. Von der Einfassung des Gemähtdes, der Eugenia, dem Lieschen und dem Ferdinand, genügt zu melden, daß sie da waren.

B e r i c h t i g u n g.

Seite 1194 Z. 6 des vorigen Blattes lese man: Ekstasen statt Extasen, und Zeile 11 bey einem statt bey einen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.